

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 4.

Elbing, den 6. Januar.

1894.

Gräfin Daron.

Roman von La Rosée.

8)

Nachdruck verboten.

„Sie wollen damit sagen, wenn er dann noch — lebt,“ ächzte sie. „Ach, mein Gott! ich wünschte, ich wäre statt seiner gestorben, wie gerne ginge ich heim. Das Leben ist mir eine Qual! Die Zukunft schrecklich, ich kann gar nicht daran denken. Und seit Henri so niederträchtig gehandelt, seit er den Sterbenden aus meinem Hause, ohne mein Wissen und Willen hinterlistig entfernt hat, seitdem hasse ich ihn. Nie werde ich sein Weib. Nichts hätte ihn mir mehr entfremden können als diese Schmachthat. Sagen Sie es ihm, Herr Professor, ich bitte Sie. Wieder sterbe ich, als ich diesem Menschen meine Hand reiche. O erbarmen Sie sich, nehmen Sie sich des hilflosen Verwundeten an, thun Sie es mir zuliebe, denn ach — vor Ihnen will ich kein Geheimniß haben, — ja, ich liebe ihn! — Ich liebte ihn vom ersten Augenblicke an, als ich in seine Augen sah. Um meinewilligen erbarmen Sie sich seiner.“

Der Zustand der Gräfin verschlimmerte sich wieder. Der Tod stand lauernd vor ihrem Lager und verlangte nach seinem Opfer. Aber die unermüdete Sorgfalt Etolles und die gute Natur Ceciles errangen den Sieg. Sie genas, aber nur sehr langsam. Mit großer Behutsamkeit machte Etolle, daß keine neue Aufregung stattfinden konnte, weshalb der Graf lange Zeit das Verbot erhielt, seine Braut besuchen zu dürfen.

Sie saß auf einem Fauteuil am Fenster und sah sehnsüchtig zum tiefblauen Himmel auf. „Wenn ich nur wüßte, wie es ihm geht,“ flüsterte sie, „entweder ist er genesen oder — todt. Es ist doch gräßlich, daß ich es nicht weiß; o, die grausamen Menschen!“

Da kam Henri und brachte ihr einen köstlichen Strauß Rosen, die er ihr in den Schoß legte. „Etoile hat mir endlich erlaubt, Dich zu besuchen,“ rief er, und wollte ihre Hand erfassen, um sie zu küssen, was sie aber mit einer raschen Bewegung zu verhindern mußte.

„Sage mir endlich ehrlich, wie es Abensberg geht.“

„Nun,“ rief er, „das ist ein schöner Empfang. Seit Wochen bin ich aus Deiner Nähe verbannt, ich schmachte darnach, Dich zu

sehen, und das erste Wort, das ich von Deinen Lippen höre, ist die Frage nach dem v . . . Deutschen. Vergißt Du denn ganz, daß Du als meine Braut mir Rücksicht schuldest?“

„Ich bin nicht mehr Deine Braut, Henri. Hat Etoile es Dir nicht gesagt, daß ich mein Wort zurückgenommen, seit ich“ —

„Selt Du Dich in einen Anderen verklebt hast. Aber, mein Täubchen, diesen Andern kannst Du nie und nimmer haben. Du wirst so vernünftig sein und Dich nicht zum Gespötte der Welt machen.“

„Ich werde überhaupt nicht heirathen,“ sagte sie ruhig. „Den Deutschen sicher nicht, dafür hat Gott geforgt.“

Cecile sprang jäh vom Fauteuil auf, die kostbaren Rosen fielen zu Boden. „Was willst Du damit sagen?“ rief sie.

„Daß Gott Dich von ihm für immer getrennt, sei vernünftig, es war ja voraus zu sehen.“

„Allmächtiger!“ stöhnte sie und sank auf den Fauteuil zurück.

„Er war ja längst von den Ärzten aufgegeben,“ suchte er sie zu beruhigen, „sein Tod kann Dich nicht überraschen.“

„Wo und wie kam es?“ fragte sie und wandte ihm ihr todtbleiches Gesicht zu.

„Er wünschte fort — ich glaube, es war der Tod, der ihn trieb — ohne grausam zu sein, konnte ich mich seinen Wünschen nicht widersetzen. Auf der Reise starb er.“

„Wo ist er begraben?“ fragte sie.

„Auf dem Kirchhofe von Milleroix.“

„Kam Niemand von seinen Leuten?“

„Nein, ich schrieb es seinem Vater und dem Oberst Bergh. Beide dankten mir schriftlich.“

„Und sein Weib? Kam auch sie nicht?“

„Nein, mir ist nichts davon bekannt, sie würde sicherlich zu Dir gekommen sein, um sich zu bedanken für die außerordentliche Liebe, die Du Ihrem Gatten weihetest,“ setzte er höhnisch hinzu.

„O mein Gott,“ ächzte sie.

„Aber Cecile, so sei doch nur vernünftig“, fing er wieder an, „und gieb Dich nicht so thörichten Gedanken hin. Gehen wir zusammen fort von hier, neue Eindrücke, neue Bilder werden die krankhafte Einbildung Deiner Seele verschleuchen.“

„Wir sind getrennt, laß mich“, rief sie,

„laß mich allein, Deine Gegenwart thut mir weh.“

Als er sich entfernt hatte, sank sie auf die Kniee und verberg ihr Gesicht in beide Hände. Lange blieb sie so, dann erhob sie sich und seufzte: „Ich glaube es nicht, nein, ich glaube es nicht!“

„Professor Etolle, Sie kennen mich seit meiner Kindheit, ich weiß, daß Sie mein Freund sind,“ sprach Cecile, „werden Sie mir eine Bitte erfüllen, von der die Ruhe meines Lebens abhängt? Werden Sie mir in meiner traurigen Angelegenheit beistehen?“

„Wenn ich Ihnen dienen kann, Comtesse, rechnen Sie auf mich, Sie brauchen keine langen Umschweife zu machen; also was ist es?“

„Ich glaube nicht, daß Abensberg todt ist.“

„Ah!“ rief der Professor auffahrend, „was soll das heißen? was wollen Sie damit sagen?“

„Das, was Sie so gut wissen wie ich, Herr Professor, Sie wissen, daß Henri eifersüchtig, herrisch, eigensinnig ist, daß er mich zwingen will, seine Gemahlin zu werden. Er sah in Abensberg ein Hemmnis, deshalb schaffte er ihn, als ich besinnungslos dalag, weg.“

„Aber Kind, bedenken Sie doch, das wäre ja ein ganz gemeines Verbrechen.“

„Ich will damit nicht sagen,“ fuhr sie erregt fort, „daß er ihn tödtete, nein, aber er hat ihn irgendwo verborgen, und diesen Ort ausfindig zu machen, sollen Sie mir helfen. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich ihm auf der Spur bin, bis ich ihn finde. Sehen Sie denn nicht, daß mich diese Ungewißheit aufreibt, daß ich in dieser Unruhe zu Grunde gehe?“

„Ich sehe allerdings, daß Sie sich in einem sehr aufgeregten Zustande befinden, und ich muß Sie inständig bitten, sich etwas mehr zu beherrschen und nicht Ihrer tollen Phantasie nachzuhängen. Sie träumen mit offenen Augen am Tage.“

„Nein, ich fühle es hier in meinem Herzen, er lebt.“

„Bedenken Sie, in welchem Zustande er war, ich würde es für ein Wunder halten, wenn er noch auf Erden weilt.“

„Sie wollen mir also nicht beistehen? Sie halten zu Henri? Sie lieben ihn mehr als mich?“

„Nein, Comtesse, Sie irren; aber ich kann Ihnen nicht recht geben, wenn Sie den Mann, der Ihnen von Jugend auf als Gatte bestimmt war, auf solche Art kränken und demüthigen. Er liebt Sie, es ist erklärlich, daß ihm die Veränderung, die in Ihrem Gemüthe vorging, schmerzlich ist. Sie haben sich für Abensberg wirklich in unverantwortlicher Weise geopfert; dadurch haben Sie Ihren Verlobten auf den Gedanken gebracht, daß Sie den Deutschen lieben; denn so wie Sie ihn pflegten, so pflegt nur die tiefste, heißeste Liebe des Weibes.“

Cecile erhob sich und stellte sich mit ver-

schränkten Armen vor den Arzt. „Wer kann es mir wehren, daß ich ihn liebe?“

„Die Treue,“ erwiderte er ruhig und ernst. „Ihr Wort, daß Sie dem Grafen Thionville gaben.“

„Ich habe ihn nie geliebt, deshalb hat er auch keinen Anspruch auf meine Treue, — mein Wort — ich gab es ihm aus Gehorsam, ohne zu wissen, was ich that. — Ich fühle mich nicht gebunden. Mein Gewissen spricht mich frei, und seit mein Herz die Liebe kennen lernte, seitdem ist mir Henri zuwider geworden mit seinem Drängen und Zwingen, seinem Eigensinn und seiner Herrschsucht. Wenn Sie aber nicht mein Verbündeter sein wollen um einer guten Sache willen, so werde ich allein handeln. Ein Weib wird dem armen Verwundeten im Feindesland zu seinem Rechte verhelfen.“

„Wären Ihre Vermuthungen begründet, Comtesse, so wäre ich der erste, der den Deutschen befehlen würde. Aber aus den Armen des Todes kann ich ihn nicht lösen.“

„Reihen Sie mir also Ihren Beistand, wenn ich ihm auf die Spur komme?“

„Mein Ehrenwort natürlich, wie aber wollen Sie es beginnen?“

„Ich weiß es noch nicht, vor allem gehe ich nach Millecroix.“

„Was wollen Sie dort?“

„Henri sagt, er sei dort — begraben. Ich will die Leiche ausgraben lassen.“

„Mein Gott, welch einen schweren Verdacht werfen Sie dadurch öffentlich auf den Grafen.“

„Ich kann es nicht ändern.“

„Comtesse, besinnen Sie sich doch, wenn Sie auch Verdacht hegen, so handeln Sie wenigstens so, daß Sie nicht die Ehre Ihres Verwandten verdächtigen. Stellen Sie Ihre Nachforschungen — oder halt! — Thun Sie nichts, Frauen überlegen nicht und, Cecile, Sie hassen und lieben. — Nein, lassen Sie mich statt Ihrer handeln.“

„Wie? Sie wollten wirklich?“

„Ja, ich will Nachforschungen anstellen, um Sie zu beruhigen.“

„Geben Sie mir Ihr Ehrenwort.“

„Genügt Ihnen nicht mein Ausspruch?“

„Nein.“

„Also mein Ehrenwort.“

Professor Etolle ging sehr bekümmert von Cecile weg. Er sann nach, wie er es beginnen sollte, ihre krankhafte Erregung zu beruhigen, und dann — er konnte sich selbst keine Rechenschaft geben, aber er fühlte sich von ihrem Zweifel angestekt. Thionville war herrschsüchtig und leidenschaftlich in Cecile verliebt, er erinnerte sich seiner rasenden Eifersucht. — Wenn sie recht hätte? — Wo hätte er ihn hingebracht? Er müßte die Hälfte der Dienerschaft in Anspruch genommen haben. Mit Geld läßt sich viel machen, viel Schweigen erkaufen. Ob er ihn in Millecroix verborgen hält? — Aber er würde dann doch nie den Ort genannt

haben; er hat ja noch andere Beziehungen, die welter entfernt und einsamer liegen."

Als er am nächsten Tag kam, um Cecile wieder zu besuchen, hieß es, die Gräfin sei abgereist.

"Abgereist? wohin?" fragte er höchst erstaunt.

"Ich weiß es nicht," erwiderte der Portier.

"So fragen Sie, ob die Gräfin keinen Brief an mich hinterließ."

"Nein, die Gräfin ist ohne jede Begleitung auf den Bahnhof gefahren, der Diener wurde mit dem Wagen wieder zurückgeschickt, er weiß nicht, wohin die Gräfin fuhr."

Kopfschüttelnd ging der Doktor zum Hausmeister.

"Monsieur Granville, ich möchte einige Worte mit Ihnen im Vertrauen sprechen. Ich bin seit vielen Jahren der Arzt der Familie. Wissen Sie, wer meine Stelle während meiner Abwesenheit bei dem verwundeten deutschen Offizier vertreten, ich meine, welcher Arzt für ihn geholt wurde?"

"Ich habe ihn nicht gekannt," antwortete Granville.

"War es ein junger oder ein alter Herr, ich ersuche Sie, ihn mir zu beschreiben."

"Ich sah ihn nur einmal flüchtig, aber Jeanette, welche die Pflege bei dem Deutschen statt der Schwester Maria-Martha hatte, kann Ihnen genaue Auskunft darüber geben."

"Warum pflegte ihn denn die Schwester Maria-Martha nicht mehr?"

"Weil der Herr Graf wünschte, sie solle zur Komtesse."

"Ach ja, ich vergaß, aber man hätte doch eine andere Pflegerin haben können, Jeanette kam mir in diesem Falle immer ungeschickt vor."

"Wir waren so erschrocken über die plötzliche Gefahr, in der die Komtesse schwebte, daß man an nichts anderes mehr dachte; deshalb hat auch der Herr Graf verlangt, daß der Deutsche aus dem Palais gebracht werden sollte."

"Der Graf hat es verlangt, ich dachte, der Deutsche selbst?"

"Kann auch sein. Ich weiß es in der That nicht, ich habe mich nicht darum gekümmert."

"Wie lange war der Hauptmann Abensberg noch im Palais nach der Erkrankung der Gräfin?"

"Wie lange? — Monsieur Granville dachte nach, — "Ach ja, jetzt entsinne ich mich, es mögen ungefähr zwei Tage gewesen sein."

"Wie wurde er fortgebracht?"

"O, mit möglichster Sorgfalt," erwiderte Granville kühl, "mit einer Sorgfalt, als wäre es ein französischer Edelman statt so ein —"

"Sie mißverstehen mich, Monsieur Granville, natürlich achtete man auf die Bequemlichkeit des Kranken, ein Arzt, ein Krankenwärter war zugegen?"

"Jawohl, und ein Diener," bestätigte Granville.

"Welcher Diener war es, Bouts, Kabter, oder Gilbert?"

(Fortsetzung folgt.)

„Max“ und „Moritz“ in Brüssel.

Die ganze wissenschaftliche Welt „desilirt“ jetzt, wie man dem „Leipz. Tagbl.“ aus Brüssel schreibt, vor den beiden riesigen Drang-Utangs, die Ernst Pinkert, der Besitzer des hiesigen zoologischen Gartens, in Castan's Museum zur Schau gestellt hat. Es sind gewaltige Thiere von einer in Europa noch nie gesehenen Größe, das eine 170, das andere 160 Centimeter hoch. Kein Wunder, daß die seltsamen „Waldmenschen“ das Erstaunen der weitesten Kreise erwecken, daß sogar die „Leipz. Illustr. Zeitg.“ ihren Thiermaler Heinrich Leutemann nach Brüssel sendet, um die phänomenalen Geschöpfe, denen man auf dem Dampfer „Preußen“ die Namen Max und Moritz gegeben hat, im Bilde festhalten zu lassen. Wie war es nun möglich, diese gigantischen Affen gefangen zu nehmen? Natürlich durch List. Uns hat man oft in der Schule erzählt, daß als ein probates Mittel zum Affenfang inwendig mit Leim bestrichene Stiefel gelten sollen, die, wenn sie der neugierige Affe anprobirt hat, ihm das Entschlüpfen gründlich verleiden. Bei den Pinkert'schen Drangs war das absolut nicht anzuwenden. Denn erstens verfügten die Eingebornen Borneos nicht über Stiefel und dann gingen, was die Hauptsache war, die Affen überhaupt nicht auf den Leim“. Es mußte anders angefangen werden. Bekanntlich vermag sich der Drang-Utang vermöge seiner Körperbildung auf der Erde nur sehr schwerfällig fortzubewegen; von Baum zu Baum geht sein Weg. Als daher Eingeborene Borneos den Aufenthalt der jetzigen Brüsseler Gefangenen, einen hohen Baum, auf dem die Affen eine Art Nest oder Hütte errichtet hatten, ausfindig gemacht hatten, sammelten sie schlau auf ein Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Es war nicht schlecht erdacht. Sie sägten rings um den Wohnsitz der Drang-Utangs Stamm auf Stamm ab, lichteten den Wald und isolirten somit die „Waldmenschen“ von ihrer landschaftlichen Umgebung. Das zwang die Affen, ihr Observatorium zu verlassen und nach dem Plane ihrer Jäger in die Falle zu gehen. Hier fesselte und schnürte man sie mit Stricken und brachte sie in sicheren Gewahrsam. Trotz aller Vorsicht kostete doch die Gefangennahme der Thiere zweien Eingeborenen das Leben, die sich, als es dem einen Affen gelungen war, den einen Arm frei zu machen, zu nahe an ihn herangewagt hatten und dann erdrückt worden waren.

— **Werkwürdige Lebensrettung.**

Aus Paris wird berichtet: Ein Bauer aus Lurai, namens Monteil, überraschte seine Frau bei einer sehr intimen Unterredung mit einem seiner besten Freunde. Der Freund konnte entrinnen und sich in Sicherheit bringen, aber die ungetreue Gattin fürchtete, daß sie wegen ihres Fehltritts hart bestraft werden würde und lief wie eine Wahnsinnige davon, um sich in den Votfluß zu stürzen, wo die Strömung sehr reißend und der Tod gewiß war. Aber in einem Anfall von wahrhaft heldenmüthiger Selbsterleugnung und Opferwilligkeit zögerte der verrathene Gatte keinen Augenblick, sich gleichfalls ins Wasser zu werfen und seiner bereits halb erstickten Lebensgefährtin Hilfe zu bringen. Mit großer Mühe und nachdem er die größten Gefahren überwunden hatte, gelang es dem braven Mann, sie ans Ufer zu bringen. Dort wurde ihr die sorgsamste Pflege zu Theil, und als die unglückliche Frau wieder zum Leben zurückkehrte, brachte sie Monteil zu ihrem Vater und übergab sie ihm mit dem Bemerkung, daß sie nie wieder unter dem ehelichen Dache erscheinen dürfe. Darauf begab sich der Biedermann zu dem Maire des Ortes und ließ sich die auf die Errettung Ertrinkender ausgesetzte Belohnung von 20 Franken auszahlen. Außerdem hat er ein Schreiben an den Präsidenten Carnot gerichtet, in welchem er unter ausführlicher Darlegung des ganzen Sachverhalts um die Zuerkennung einer Rettungsmedaille bittet.

— **Der Wachtelfang in Afrika.**

Es ist in Jägerkreisen eine bekannte Thatsache, daß im nördlichen Afrika, in Tripolis, Egypten &c. die Wachteln, bevor sie sich zur nordischen Reise anschicken, in den Monaten März und April nach Hunderttausenden in Netzen gefangen und dann nach England verschickt werden. Ein großer Prozentsatz, man glaubt 60 pSt., geht während des Transportes dadurch verloren, daß die armen Thiere zu je ca. hundert in kleine Käfige zusammengesperrt, die weite Reise zu machen haben. In Marseille, dem Hafensplatz für Wachtelschiffe, werden notorisch alljährlich ungefähr 2 Millionen Wachteln nach England durch Frankreich transportirt. Sämmtliche französische Jagdgesellschaften haben nun diesem Gebahren den Krieg erklärt und sind beim Ministerium vorstellig geworden, ein Transitverbot zu erlassen, worauf ihnen der Bescheid wurde, daß es zwar verboten ist, Wachteln in Frankreich während der Hegezeit zu verkaufen, daß aber, betreffs der durchgehenden Sendungen nach England ein

einseitiges Vorgehen wohl den Zweck verfehlen würde, vielmehr ein solches auch bei der deutschen Regierung angestrebt werden müsse. Würde der Transit von beiden Regierungen verboten werden, so wäre mit einem Schläge diesem schändlichen Treiben ein Ziel gesetzt und diese Thiere vor gänzlicher Ausrottung gesichert; der weite Seeweg über Gibraltar läme wohl nicht in Betracht. Jeder ältere Jäger wird bemerkt haben, wie stetig die Wachteln bei uns in der Abnahme begriffen sind, und mit größter Freude wäre es zu begrüßen, wenn hierin Wandel geschaffen und die früheren Zeiten, wo man während der Hühnerjagd genug davon angetroffen hat, wiederkehren würden. Aufgabe und Pflicht der deutschen Jagdschutzvereine ist es, die Sache energisch in die Hand zu nehmen und die deutsche Reichsregierung zu veranlassen, den Wachtelendungen den Durchgang durch das Deutsche Reich zur Hegezeit nicht zu gestatten.

— **Unfreiwillige Romik.** Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt bei Besprechung einer verhängnißvollen Rezeptverwechslung, die in einer Wiener Apotheke vorgekommen: „Ein Theelöffel davon blies dem Knaben das Lebenslicht aus.“ — In einem Nürnberger Blatt lesen wir: „In blüthenweißem Kleide, den Myrthenkranz im dunkelblauen Haar und mit purpurgerötheten Wangen schritt Lieschen am Arme des geliebten Mannes daher, dem sie nun auf immer angehören sollte.“ — Lieschen scheint sich in dem Haarfärbemittel vergriffen zu haben! — Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ vom 23. Dezember meldet, daß in Dranienburg gestern zum 26. Mal in diesem Sommer die Feuerglocke ertönt sei. — In Nr. 15862 der „Kieler Zeitung“ hat sich der Druckfehlerteufel das blöde Vergnügen erlaubt, Bileam's Esel in Bileam's Else zu verwandeln. — Eine Notiz im „Schmalkald. Kreisblatt“ lautet: „In Bischhausen ist der fast zweiundsiebzig Jahre alte Briefträger Wilhelm Banhardt gestorben. Er hat bis zu seinem achtundachtzigsten Jahre den Ortsbriefträgerdienst in Bischhausen versehen.“

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.
Druck und Verlag von H. Gaatz
in Elbing.